

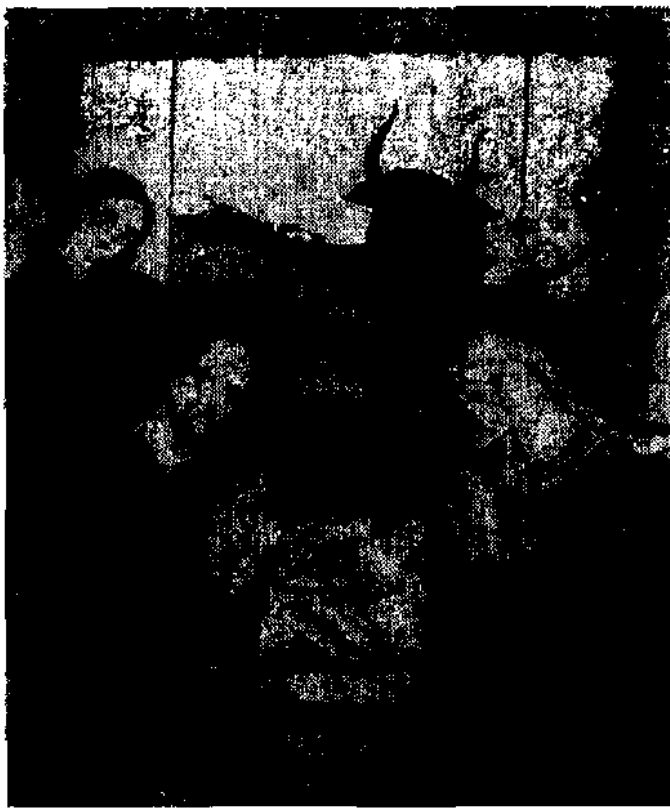
Osttiroler Heimatablätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

16. Jahrgang

Klaus, 23. Januar 1948

№. 2



Alte und neue hinterglasbilder, ein Schmuck unserer Bauernstuben

Dunkel ist das Gemälde der Stube, über der die Winkel selbst dort, wo „gewelbte“ Steinwände den Raum umschließen. Der einzige Schmuck gruppiert sich um den „Herrgottstisch“ und je farbiger dieser ist, desto festlicher hebt er sich aus der allgemeinen Dunkelheit.

Noch bis vor 50 Jahren hatten hier Bergbauern einfache Hauskunst Abhilfe geschaffen: Die Hinterglasbilder. Nur selten finden wir sie heute noch in den Stuben, viel häufiger bereits in Heimatmuseen und bei städtischen Kunstgewerkschaften, die besser wüßten, was an heimlicher Darstellungsart in den hinterglasbildlichen Bildern lebt, als die

Nachkommen derer, für die sie geschaffen wurden.

Mit einfachen Zügen, wenigen kräftigen und wohl zusammenstimmenden Farben wurde das Wesentliche der Darstellung erfaßt und in flüchtiger Weise auf die Rückseite einer Glasplatte gemalt. Das technische Verfahren war dabei höchst einfach: Nach einer Stichvorlage wurde, unter geschickter Auswähl und allenfalls notwendiger Umgruppierung von Figuren ein „Riß“ (eine Schablone) gezeichnet. Die Umrisse wurden dann mit schwarzer oder roter Wasserfarbe, der Gummi-arabicum zugefügt war, auf die Glasplatte durch-

gezeichnet, unter die die Schablone gelegt worden war. Ebenso wurden die Schattierungen aufgetragen. (Soweit ging meistens die Arbeit des Meisters) Das Füllen der Fläche mit Ölfarbe und das allfällige Unterlegen mit Gold- und Silberfäden, bezw. das Erzeugen des Hintergrundspiegels war Gesellen- und Frauenarbeit.

Am häufigsten sind es religiöse Darstellungen in symbolhafter Deutung, die uns in dieser Technik überliefert sind: Die Heilige Dreifaltigkeit, Herz-Jesu und Herz-Maria, der kleine Christus- und Johannes-Knabe, Wallfahrtsbilder, Namenspatrone. Auch dort, wo Szenen aus der Heilsgeschichte gebracht worden, sind sie dem Erzählen entrückt, in eine zutäuschliche Form ausgetrieben: Das Heilige Grab, das letzte Abendmahl und die Geburt des Christkinds sind dabei wohl am öftesten dargestellt worden.

Ein schönes Beispiel einer Wetznachtsszene gibt uns ein Bild aus Sandl in Oberösterreich (jetzt Wien, Privatbesitz): Ein Stall, durch zwei Mauerpfeiler mit einem Dach darüber angebeutet, zwischen denen Ochs und Esel ihre Köpfe gegen die Krippe vorstrecken. In der Mitte des Bildes das in Windeln gewickelte Kind; zu beiden Seiten sitzen Maria und Josef. Zwei Hirten, an ihren Stäben zu erkennen, werden dahinter sichtbar. Dieser in ihrer ausgeprägten Symmetrie klassischen Verteilung der Gestalten auf der Bildfläche ersprechen die leuchtenden und doch leichtgedämpften Farben: Ein maites Rot und ein leuchtendes Braun, Dunkelblau, Braun, Gelb, etwas Violet und Weiß. Die Falten sind in einer dunkleren Abart des Braunes gegeben und schließen dadurch das Bild zu einer harmonischen Einheit.

In fernen Gebirgsgegenden in unmittelbarer Nähe von Glashütten, die die Tafeln für die Bilder billig liefern konnten, entstanden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Glasmaletwerkstätten, ein wichtiger Zweig heimischer Kunstgewerbes und ländlicher Hausindustrie. Für die Gegend um Innsbruck

(Ost) und Oberbayern: Oberammergau, Murnau, Wifing, Seeshausen (Glarhütte Wifing), wie vor allem für das „Dreiländerred“ im Böhmerwaldgebiete ist die Herstellung der HINTERGLASMALETER, die in unseren Gegenden angerechnet sind, bezeugt. Während aber Nordost und Oberbayern ihre Malerei nichtlich und nachweisbar von der böhmischen Glasmalerei Augsburg herleiten, kommt ursprünglich nur „ausgemalte“ d. h. feinstabellierte Bilder mit Licht-, Schatten- und vielen Farbabweisungen nach Art der Glasmalerei zu stehen, die als verhältnismäßig teure Einzelwerke verkauft wurden, so erzeugten die Böhmerwaldwerkstätten — von der nordböhmischen Hüttenwäldchen, also gewerblichen Glasmalerei befruchteter — jene primitiven und als wahre bäuerliche Volkskunst anzusprechenden Massenbilder, die ob ihrer Billigkeit in den Bauernhäusern der ganzen österr. böhm. ungar. Monarchie und weiter bis tief nach Südosten hinein für lange Zeit der einzige Bildschmuck wurden.

Sowohl im Südböhmisch-oberösterreichisch-niederösterreichischen Grenzgebiet (die Gegenden von Buchers, Hellbrunn, Sandl, Karstitz) wie im benachbarten Böhmerwald (Wolfsgraben-Grabenau) sahen durch lange Generationen HINTERGLASMALETER, nachweisbar meist von der Mitte des 18. bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts, die in ihrem Hause durch rationellen Betrieb der Arbeitsteilung viele tausende Bilder erzeugten. Im Jahre 1830 ist überliefert, daß die fünf Glasmaler in dem böhmschen Orte Kalmundstreu jährlich 30 000 bis 40 000 Stück kleine Glasmalereien herstellen. Vertrieben wurden diese Bilder durch hausierende „Kragenträger“, meist Kärntner (Kragner) und Tiroler Abkunft und deshalb sind gerade diese Bilder in unseren Gegenden besonders häufig. Aus den Kriegsjahren 1807 bis 1811, als die Tiroler Händler durch die politischen und kriegerischen Wirren oft gezwungen waren, untätig am Erzeugungsorte ihrer Waren herumzusitzen und daher Grund zu mancher behördlichen Eingabe wurden, haben wir auch einige ihrer Namen und Herkunftsorte überliefert. So waren in Buchers (Böhmen) im Jahre 1807 17 Tiroler „Kragenträger“, alle aus der Herrschaft Pergine (Pergine) gebürtig, durch die Kriegskatastrophen hängen geblieben. Namentlich werden angeführt: Johann Prosser, Dominik Walle, Dominik Mollerer, Matthias Bolla, Johann Denge, Anton Denge, Georg Babilist, Christian Lanner, Kaspar Denge, Franz Daffner, Michael Gasser, Lorenz Daffner; Als Herkunftsorte sind Herzog, Passau, Dignola, St. Ursula genannt. Sie standen alle im Alter von 20 bis 25 Jahren und sprachen alle „bairisch und wälsch“, meist auch ungarisch. Manche wandten sich, durch

die unfruchtliche Mühe angeregt, selbst der Glasmalerei zu, so Peter Weir aus Noyseger in Tirol.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam der Farbdruck auf und ermachte der HINTERGLASMALETER mit der Zeit solche Konkurrenz, daß das HINTERGLASMALETERGEWERBE einging. Mitunterwacht wurde das auch durch das Aufkommen der kleinen Glasmalereien, die den Malern bisher billiges Tafelglas überlassen hatten. Einzelne Maler arbeiteten noch bis zur Jahrhundertwende. Sie bemalten sich damals schon, es dem sie überflügeln den Farbdruck gleichgültig und damit verschwand die durch die alte Technik hervorgerufenen Schönheiten der Erzeugnisse: Der einfache geschlossene Umriß, die flächige Farbgebung und die ruhige Komposition. Die Bilder wurden durch Licht- und Schatten-Gebung gerastert, die Figuren der Vorlage, die für andere Techniken entworfen war, genau entsprechend „räumlich“ in die Bildfläche gruppiert. Dadurch verging das Reuehen der Farben, das Einfache, auf den ersten Blick Erkennbare der Darstellung. Die Blumenmotive, die fast auf jedem Bilde ähnlich denen auf den gemalten Bauernmöbeln, die Bildflächen füllten, und sich somit dem Schmuckstil des bäuerlichen Hausrates einfügten, hatten keinen richtigen Platz mehr im Bildfeld. Der Farbdruck aber, der jetzt fast überall die Wände der Bauernstube „klett“, ist gerade dafür ganz ungeeignet. Seiner kleinteiligen Darstellung mit den vielen ihr zugehörigen, noch durch den Druck abgestumpften Farben fehlt die Kraft, die dunkle Stube mit farbigen Licht zu erfüllen. Müde und tot hängt er an der Wand. Davon, was an Reproduktionen stichlichsten Abklatsches hoher Kunst — oder auch nur so genannter — den Bauern meist verkauft und angehängt wurde, hier ganz zu schweigen.

In den letzten Jahren, wo überall alte volkstümliche Kunst immer mehr geschätzt wird, ist man auch wieder dem Wert des HINTERGLASMALETER auf die Spur

gekommen. Nicht nur Sammler haben den alten Tischen in immer gesteigertem Maß nachgeforscht, auch die Künstler selbst haben die alte Technik wieder aufgenommen, da die Reuekraft und die dekorative Wirkung des HINTERGLASMALETER in keiner Art unerreicht ist. Außerdem lassen sich durch Rauchen, Wischen, Unterlegen mit Metallfolien ganz eigenartige Wirkungen erzielen, die auch dem stählischen Geschmack entsprechen. So hat in den Weisnachtsausstellungen der letzten beiden Jahre auf Schloß Brud Lois Muzner (Kienz) zwei verschiedenartige Bildtypen gezeigt. Einmal in klaren, rauschigen Tönen, aus denen das unterlegte Gold eigenartig aufleuchtet; dann in hellen Farben mit etwas bizarren, dem Sechzehnten entnommenen Konturen. Dem alten Stil viel näher und daher zum künstlerischen Schmuck der Bauernstube viel geeigneter, hat Maler Herbert Seiberl in Wulfer eine Anzahl Glasbilder geschaffen, die in ihrer Reuekraft und einfachen Flächenfüllung den Wirkungen der alten bäuerlichen Werke nicht nachstehen.

Manche sind ausgesprochene Kopien und Nachschöpfungen nach diesen bäuerlichen Erzeugnissen. In dem gerade für die Bestrebungen zur Wiederbelebung bäuerlicher Kultur besonders aufgeschlossenen Salzammergut haben diese Bildchen bereits großen Anklang gefunden. Schloß Brud zeigt in seiner ständigen Verkaufsausstellung, die zur Hebung guten heimischen und bäuerlichen Kunstgewerbes geschaffen ist, einige HINTERGLASMALETER dieser Art. Vielleicht wird, hierdurch angeregt, eine kunstgewerbliche Erzeugung in den Alpenländern wieder aufleben, die dem modernen Wunsche nach dekorativem Wandschmuck wirklich Rechnung tragen kann, ohne sich von der bodenständigen Überlieferung und heimischen Art des Denkens allzusehr entfernen zu müssen.

Schriftum: Heinrich Buchner „Hinterglasmalerei in der Böhmerwaldlandschaft und in Südbayern“. München 1936. Mit vielen älteren Literaturangaben. Dr. O.

Rund ums Schlingeln

Schlingeln heißt man noch heute vielfach den Platzwechsel der bäuerlichen Diensthöfen, der Schaiten. Maria Lichtmess war seit alters die Zeit, in der dieses einschneidendste Ereignis im Jahreslauf des Knechtes oder der Magd eingetreten hatte. Wechsel im Dienstplatz außerhalb dieser Zeit hatte meist ein besonderes Vorkommnis als Ursache, etwa ein Zerwürfnis zwischen Bauer und Knecht, oder zwischen Bäuerin und Magd, eine Erkrankung oder einen Todesfall in der Familie des Diensthöfen. Aus reinen Zweckmäßigkeitsgründen mochte diese Zeit gewählt werden

sein: Die Winterarbeiten mußten bis Lichtmess getan sein, die Arbeiten für das neue Jahr hatten noch nicht begonnen. Die Lichtmess mußte das Getreide gedroschen sein. Das war nicht zu allen Zeiten so einfach wie heute, wo man sich der Dreschmaschine bedient, die in ganz kurzer Zeit das betriehtigt, wozu mit dem Dreschriegel oder dem Dreschmahl immerhin eine stattliche Reihe von Tagen nötig war.

Das Holz war bis Lichtmess geführt, sowohl das Bau- als auch das Brennholz. Meist war ein Teil des Brenn-

polzes auch schon gepackt und „aufgebockelt“.

War Bergheu zu ziehen, so war das in erster Linie natürlich von den Schneeverhältnissen abhängig. Ließen es diese zu, war auch diese Arbeit vor Lichtmeß abzuschließen. Das Streuziehen ging mit dem Holzziehen Hand in Hand, schloß sich entweder an dieses an, oder ging ihm voraus.

Dann kam noch das Auorräumen der Ställe, das Mistausführen. In früherer Zeit und in allen Ställen geschah das, besonders im Winter, nicht oft, nur etwa alle zwei Monate. Ebenso auch vor Lichtmeß. „Heute tun wir Mist auf die Acker führen“, hieß es da etwa, „alles was Jugend und Alters wegen gehen kann, auch alles Zugvieh, geht heute Mistausführen.“ Bei dieser Gelegenheit wurden auch die noch nie eingespannten Pferde oder Zugochsen zum erstenmal an die Deichsel oder ins Joch gespannt. Bei Schneebahn kamte Menschen und Vieh am wenigsten passieren, denn recht einfach spielt sich dieses erste Einspannen meist nicht ab und nicht selten kommen auch Unfälle dabei vor.

Nicht nur die Dienstboten entledigen sich soherant ihrer letzten Dienstverpflichtungen, sondern auch der Bauer. Er läßt in diesen Tagen noch die Handwerker zur Arbeit für die Dienstboten kommen, den Schuster, den Schnelber, die Näherin. Dem dem Knecht stand außer dem Lohn von 30 bis 100 Gulden (mit dem „Gulden“ ist die Zeit, von der hier gesprochen wird, schon festgelegt) noch das „ganze Gewand“ zu. Dasselbe gilt bei der Magd, nur daß ihr Lohn mit 20 bis 30 Gulden entsprechend niedriger ist.

Man kommt also die letzte Woche vor Maria Lichtmeß heran. Für die weiblichen Dienstboten gibt es mit Waschen und Putzen viel zu tun, das ganze Haus wird von oben bis unten aufgeräumt, bei der sprichwörtlichen Lichtmeßflaute oft keine leichte Arbeit. Auch die Knechte verrichten in Stall und Stadel noch diejenige Arbeiten, die der Sitte nach nicht der neue Knecht tun müssen.

Die Zeit der Anwerbung neuer Dienstboten war das ganze Jahr hindurch, zumindst schon vor dem Allgemeinen Kirchtag (dem dritten Sonntag im Oktober), weil die Dienstboten, die im kommenden Jahr zu bleiben versprochen, von der Bäuerin zum Kirchtag und zu Allerheiligen 12 Krappen und einen Laib Brot erhielten, während jene, die sich einen neuen Platz suchen wollten oder schon gesucht hatten, nur 8 Krappen und einen Brotlaib erhielten (Gaimberg).

Ebenso wurden den Bleibenden zu Weihnachten zwei Sellen und ein Brot gegeben, die Scheidenden erhielten dagegen nur einen Sellen und ein Brot.

Als Handgeld, mancherorts Kaparre genannt (aus dem Italienischen: caparra Pfand, das beim Abschluß eines

Vertrages übergeben wird, v. Sch.) wurde meist ein Gulden gegeben.

Am Montag von Maria Lichtmeß hielten zumindst die männlichen Dienstboten Feiertag und gingen wohl auch in die Stadt. Allgemeiner Brauch war es, zu Mittag Feiertag zu machen. Vorher waren Pferdebesitzer, Schiltner, Arbeitszeug gepußt und an Ort und Stelle gebracht worden, denn keiner ließ sich gerne von seinem Nachfolger etwas Ables nachreden.

Um 2 Uhr wurde Feiertag geläutet. Die Dienstboten nannten es „Angstläuten“, weil der Bauer nun die große Brieftasche ziehen und auszahlen mußte. Die Knechte bekamen je nachdem, ob es sich um das „kleine Knecht“, einen „mittleren Knecht“ oder den „großen Knecht“ handelte, 20 bis 100 Gulden. „Ein guter Knecht kostet dem Bauern die beste Kuh“. Die Mägde waren im Lohn etwa zwischen 10 und 30 Gulden eingestuft. Um vier Uhr ist Laufzeit, darnach wird nach Recht und Brauch ausgezahlt. Mit dem Geld bekommt jedes auch sein Paket mit Gewand oder Stoff, Wolle oder Leder, was ihm eben der Bauer vom „ganzen Gewand“ noch schuldet. Ein Teil des Gewandes war freilich schon während des Jahres gegeben und getragen worden. Ein Paar neue Schuhe waren wohl noch immer dabei, die Schuhfügen und das Beschlag mußte der Dienstbote selber bezahlen. Die Rechnung war vom Schuster mit Kreide auf die Sohlen aufgeschrieben worden. Meist war es nur eine kleine Summe, sechs, zwölf, wohl auch höchstens 20 Kreuzer. Die Knechte bekamen dann zwei bis drei Ellen Waden, zwei bis drei Hemden, alles aus selbstgebranntem Zeug, einen Knäuel Hauszoteln und ein kleines Wachsstock, das am Lichtmeßtag während des Gottesdienstes angezündet wurde. Jung und Alt hatte in dieser „Lichtmesse“ das brennende Wachsstock vor sich auf der Bank. Die Mägde erhielten vier bis fünf Ellen Ritelzeug, zwei bis drei Hemden, ein bis drei Ellen Hausruch, eine halbe Elle Waden zum Patschermachen, ein Paar Schuhe, einen Knäuel Hauszoteln und den Wachsstock. Nun wird mit Freuden zugegriffen und den Bauerleuten gedankt. Diese bedanken sich auch, wenn alles recht und in Frieden abging.

Als zum Schlinggehn vergehen nun noch ein paar Tage. In manchen Orten trifft es auf den Blasfustag (3. Februar), an anderen auf den Ingenuin und Abin-Lag (5. Februar) oder auf den Samstag nach Lichtmeß. Der Tag vorher galt als „Fildwertag“. Die scheidenden Dienstboten räumen ihre Sachen in Ordnung, flüchten und putzen, packen ein und machen sich fürs Schlinggehn fertig.

Am Schlinggehtag selbst fahren die Knechte in alter Trüb mit Pferden und

Schiltner los, um ihre eigenen Koffer und Rissen und die der Mägde an die neuen Dienstplätze zu bringen. Die Mägde haben die Pflicht, einen gemachten Blumenstrauß zu kaufen, ein paar lange Zigarren (und a bißl Schnaps war wohl a recht). Büschel und Zigarren werden auf den Hut gesteckt und dahin gehts.

Überorts holt der neue Dienstherr die Kästen und Koffer der bei ihm einretenden Dienstboten ab.

Zur Feier des Abschiedes sowohl als auch des Einstandes werden Küchlen gebacken.

Die Weiberkaut müssen beim alten Bauern noch bis zum Mittag arbeiten, das beim Mittagessen gebrauchte Geschirr waschen und verräumen, ja sogar noch das letzte gebrauchte Tisch- und Handtuch waschen, den Pfannkuch putzen, zusammenräumen und ausfahren. Jede Magd setzt ihren Stolz darin, alles in bester Ordnung zu hinterlassen.

Zuletzt nehmen auch sie Abschied und besuchen noch kurz vor dem neuen Einstand ihre Angehörigen, falls sich dies machen läßt, geben wohl auch etwas von ihrem Lohn her und gehen dann noch in die Kirche, um zu bitten und zu danken.

Imunter trifft man sich dann im Gasthaus mit den neuen Dienstboten, ein Glas Wein bezahlt etwa der Strohknecht oder die Magd, dann geht man zusammen auf den neuen Dienstplatz oder auch zum alten zurück, wenn man nicht schlinggeht. Es ist Zeit zum Füttern geworden und mit dieser Arbeit wird eingestanden. Die Knechte kommen zum Abendessen, denn dieses wollen sie heute ganz und gar nicht versäumen, da die Bäuerin bestrebt ist, an diesem Tage ihr Bestes zu tun und mit nichts spart. So vergehen einige gemüllte Stunden, in denen man miteinander etwas näher bekannt wird, denn man muß sich nun für das ganze Jahr aneinander gewöhnen und die vielfältig harte und mühsame Arbeit des Bauern einträchtig miteinander verrichten. Oftmals werden es wohl auch mehrere Jahre, ja die Fülle sind nicht so selten, wo ein Knecht oder eine Magd sozusagen ihr ganzes Leben auf dem gleichen Hofe verbringen, was beiden Teilen nur das beste Zeugnis ausstellt.

Am nächsten Tag heißt es dann für den: einspinnen und fahren, für die: füttern und melken.

Knechte, die zu Lichtmeß noch keinen neuen Dienstplatz gefunden haben, auf dem alten aber nicht bleiben wollen, siedeln den Kessel auf den Hut und gehen ins Gasthaus, ins Nachbardorf oder in die Stadt, zum Zeihen, daß sie einen Arbeits- und Futterplatz suchen. Meist dauert es nicht lange, und sie werden von einem Bauern „gedung“.

Die Pustertalerpost in alter Zeit

Von Dr. Josef Bladhager, Oberposttrat i. R.

Aber auch so war noch Anlaß zu Beschwerden gegeben. Wie aus einer Vorstellung der Bozner Kaufleute hervor geht, fehlte es besonders in Brigen an günstigen Anschlüssen infolge häufiger Verspätungen. Nach einer Aufzeichnung von 1751 mußte die Wiener Post (über Pustertal) in Brigen auf die Reichspost (von Trieben her über Innsbruck nach Stallen) oft halbe Tage lang, manchmal sogar über dreißig Stunden warten. Wie da abgeholfen wurde, geht aus den Akten nicht hervor.

Wiel schmerzhafter in den Folgen war eine von Wien anbefohlene und für Tirol sehr nachteilige Briefportoerhöhung, die den Zweck verfolgte, den Brieftarif in allen Erbländern gleich zu gestalten. Den Kaiser muß es zu ihrer Ehre nachgesagt werden, daß sie das Briefporto in Tirol von jeher sehr mäßig hielten. Gegen die neue Briefgelberhöhung beschwerten sich nicht nur die Posthalter, sondern vor allem der Bozner Merkantilmagistrat. Die Folgen der Briefgelberhöhung zeigten sich in einem fühlbaren Rückgange des Portoeintrages. Während das Postamt Brigen für das zweite Quartal 1751 aus den Pustertaler Briefen noch einen Portoeingang von über 70 fl. auszuweisen konnte, war dieser im letzten Quartale des nächsten Jahres auf 16 fl. gesunken. Die Zustände verschiebten sich derart, daß sich 1754 die Regierung gezwungen sah, in Tirol wieder die früheren Tarifverhältnisse einzuführen. Es muß aber hier beigefügt werden, daß die Pustertaler Posthalter an der allgemeinen Erregung wegen der Portosteigerung keinen besonderen Anteil nahmen, da doch die meisten Briefe durch die Briefträger befördert wurden.

Nach der Aufhebung der Portosteigerung und nach Abschaffung der Briefboten hatten auch die Pustertaler Posthalter Interesse am Briefgelde. Das gab aber auch Kaiser Anlaß, 1754 zur Verrechnung der Portos folgende Ordnung zu setzen: Das Postamt Brigen hatte alle bei ihm einlangenden und für Pustertal lautenden Briefe zu tagieren und hierüber für jede Poststation bis Wien eine Aufstellung zu machen. Diese war mit dem Samenzettel bis Wien zu schicken. Darnach war dann vierteljährig für jede Station die Schuldbücher aufzustellen. Es konnte sich jeder Posthalter von den Portoeinnahmen ein Drittel (sogen. Portanteil) behalten. Im umgekehrten Postenlaufe hatte Wien diese Aufstellung zu machen. Zur Erleichterung der Portoaufschreibung hatten die Postämter eine Bezirksbeschreibung an Brigen und Wien zu liefern. Jedem Posthalter wurde aufge-

tragen, für die sichere und baldige Zustellung der auf seiner Station ankommenden Briefe zu sorgen.

Diese Ordnung von 1754 wurde durch eine neue vom Jahre 1757 ergänzt. Bezüglich des Tarifes galt nun: von jedem in Tirol verbleibenden Briefe sollen bei der Aufgabe 2 fr. (vom doppelten 4 fr.), von den außer Landes gehenden 3 fr. gezahlt werden; bei der Abgabe sollen für jeden Brief (in- und ausländische gleich) 3 fr. entrichtet werden. Das Porto soll getreulich berechnet und vierteljährlich eingezahlt werden. Für die Müssen sollen sich die Posthalter ein jährliches proportionales Quantum behalten dürfen. Die Höhe dieses Portanteiles ist für diese Regelung nicht bekannt. Dann wurde den Posthaltern der Kreis der portofreien Behörden abgegrenzt. Portofrei waren die Schreiben an Kreishauptmann, Landmilizoffiziere, Kameralbuchhaltung, Zehnten, Zollamt, Briefe vom Kreishauptmann und Umgeldamt an die vorgeordneten Behörden, vom Faktoreiamt an Gerichtsverweser, vom Militärdirektor, Kriegskommissariat, Fortifikationsbauamt an die kommandierenden Offiziere und Marschdeputationen und vom Invalidenhauptideam an seine Unteroffiziere. Dagegen ist nicht portofrei der Briefwechsel des Bischofs von Brigen, seiner Hofräte, Gerichtsschreiber und des Konsistoriums.

Das Jahr 1754 darf für die Postgeschichte des Pustertales noch aus zwei Anlässen besonders bemerkt werden. Mit 1. Mai wurde der Postwagen von Wien über Pustertal nach Mantua eingerichtet. Damit war für die Postreisenden eine bessere Bequemlichkeit geschaffen, indem die Fahrgäste in durchlaufenden Wagen an ihr Reiseziel gelangen konnten, ohne in jeder Station aussteigen und den Wagen wechseln zu müssen. Nur Pferde- und Postmüllentausch war blieb. Eine weitere Änderung geschah dann mit den Salzburger Briefen. Die Briefe von Salzburg (Dienstschreibern) nach den südlich der Tauern gelegenen Besitzungen der Fürstbischöfe von Salzburg gingen früher mit der ordinar Post über Klagenfurt und Villach. Seit 1754 wurden nun die amtlichen Poststücke zwischen Salzburg und Lengberg (heute Post Nikoloborf) über Mittersill und W. Marret geleitet. Dies dauerte bis zur Aufhebung des selbständigen Fürstentums Salzburg (1806).

Ein Vorfall aus dem Jahre 1757, den Postzustellungsdienst betreffend, soll beim Kapitel „die Poststation Wien“ näher behandelt werden.

Aus dem Jahre 1761 sind die Postankunfts- und Abgangszettel von Innsbruck bekannt. Die Post aus Stallen, Wirtschgau und Pustertal kam in Innsbruck am Sonntag früh an und ging gleich ins Reich weiter. Der Abgang der Post nach Stallen, Wirtschgau und Pustertal war am Donnerstag früh.

Zu Ende des Jahres 1764 entstand ein Streit zwischen den Pustertaler Posthaltern und den Kaiserlichen Kanzleibeamten, weil sich die Postoffiziere bei der letzten Auszahlung eine Geldumtauschung und einen Abzug zum Nachteil der Posthalter erlaubt hatten. Als sich daraufhin die Posthalter ihr Wartgeld unmittelbar und mit Umgehung des Generalpostamtes beim Regierungszollamt abholten, kam Kaiser um die Belegenheit, die Akkordgelder von den Posthaltern einzufassen. Solche Akkordgelder betragen bei Brunad 62 fl. 30 kr., bei Niederdorf 7 fl. 30 kr., bei Sillian 27 fl. 30 kr. und bei Wien 62 fl. 30 kr. Dieses Vorgehen der Posthalter nahm Kaiser zum Anlaß, um alle Briefakkorde mit den Pustertaler Posthaltern auf 1. April 1765 zu kündigen. Von da ab waren alle Briefe einzeln zu verrechnen. Dem Porto konnten sich die Posthalter 10 % behalten.

Für das Jahr 1765 war überhaupt eine neue Briefverrechnung geplant, zu der aber nicht bloß die vorweggenommenen Differenzen Anlaß gaben. Seit 1760 waren Verhandlungen zwischen Kaiser und der Regierung im Gange wegen Ablösung der erblichen Postrechte der Kaiser. Während früher und von je die Kaiser für Tirol einen Brieftarif hielten, der nie zu besonderen Klagen und Beschwerden Anlaß bot, und dazu mit den Posthaltern der Einfachheit halber mäßige Akkord schließen, mußte Kaiser nun im Zuge der Ablösungsverhandlungen ein Interesse haben, möglichst viel Portoeinträge auszuweisen, da diese die Grundlage bildeten, wonach die Ablösungssumme berechnet wurde. Darum mußte Kaiser darauf sehen, daß die Portoeinträge genau verrechnet wurden. So erging unterm 13. Dezember 1764 an sämtliche Pustertaler Poststationen von Kaiser ein Mandat, worin aus den früheren Anstammgelenken noch ein empfindlicher Kontrakt. Das Mandat begann mit den Worten: „Gleichwie ihr auch das Kurige mit allem rigor (Nachdruck) verlangt, so steht mir auch zu, bei immer mehr anwachsenden Lasten mein Postregal allerorts genau zu suchen. Ich muß daher meine am 29. Oktober erlassene Verordnung wiederholen, daß ihr mit Beginn des Jahres 1765 sämtliche Briefe auf der Rückseite mit dem Namen eures Stationsortes und dem Portobetrag versehen.“ (Fortsetzung folgt).